

Erinnerungen aus der Jugendzeit 1943–1950

Vor 80 Jahren – Ende des Zweiten Weltkriegs

Eine Vorbemerkung von Hubert Raab

Am 29. April schrieb Stadtpfarrer Alois Brugger von Friedberg ins Verkündbuch: *Cantate Domino canticum novum* (Singt dem Herrn ein neues Lied.). Der Krieg war in Friedberg zu Ende. Am Tag zuvor hatte es am späten Nachmittag um die Übergabe der Stadt an die anrückenden Amerikaner noch heftige Probleme gegeben. Die hochgelegene Stadt auf dem Lechrain sollte als Festung gehalten werden. Im Verkündbuch der Pfarrei ist zu lesen: *Um 17 Uhr kam man zu mir mit der Kunde, alles sei verloren, die SS weiche nicht. Der Feind habe bereits wissen lassen, wenn nicht binnen kürzester Zeit die Stadt übergeben sei, werde das Feuer eröffnet; 2 Bomber-Geschwader stünden bereit. Die Strassen wurden belebt: auf Handkarren und Wägelchen drängten sich zahlreiche Friedberger mit schnell zusammengerafften Habseligkeiten aus dem Weichbild der Stadt dem Walde zu. Doch beherzte Friedberger konnten das Schlimmste abwenden und die Stadt kampflos übergeben.*

Vor allem 1944 hatte man von Friedberg aus noch mitansehen müssen, wie Augsburg bombardiert wurde. Die Angriffe hatten nicht nur den Messerschmitt-Flugzeugwerken und der MAN mit ihrer Motorproduktion für die U-Boote gegolten. Auch der Hauptbahnhof als süddeutscher Eisenbahnknotenpunkt war ein Ziel. Von der Stadtmauer aus sah man am Morgen der verheerenden Bombennacht vom 25. auf den 26. Februar 1944 eine von Süden bis nach Norden brennende und in Rauch eingehüllte Stadt. Mehrere Friedberger, die in Augsburg arbeiteten, kamen bei den Angriffen ums Leben. 1500 Menschen waren sofort tot, 80 000 waren obdachlos und strömten in die umliegenden Gemeinden, auch nach Friedberg. Doch trotz der Nähe zu Augsburg kam Friedberg relativ glimpflich davon. Es gab nur einzelne Schäden durch Fliegerbomben. Gegen Ende des Krieges terrorisierten aber immer wieder Tieffliegerangriffe die Bevölkerung.

Doch wie erlebten Kinder abseits der oft traumatisierten Bevölkerung von Großstädten die Kriegsjahre und die ersten Jahre danach. Ihr Leben war zwar sicherer, aber trotzdem nicht einfach. Mangel an Nahrungsmitteln, regelmäßiger Fliegeralarm, Aufsuchen von Bunkern, Indoktrination in der Schule, Unsicherheit über das Schicksal des Vaters usw. prägten den Alltag. Da der Verkehr überaus gering und oft nur von militärischen Fahrzeugen geprägt war, gab es viel Platz zum Spielen auf den Straßen. Im Folgenden lassen wir einen Friedberger zu Wort kommen, der als Neunjähriger bei Kriegsende alles miterlebt hat. Seine Schilderung ist ein authentischer Bericht von Erlebnissen während der letzten beiden Kriegsjahre und der frühen Jahre nach dem Krieg:



Haus Kaindl, Bahnhofstr. 20, um 1917.

Bei uns zuhaus

Man sagt: ich war eine Hausgeburt – die zu dieser Zeit ganz normal waren. Das heißt, dass wenn die Geburt anstand, die Hebamme gerufen wurde. Meist gingen die Frauen dann bereits nach einem oder zwei Tagen wieder ihrer gewohnten Arbeit nach. Als Erstgeborener war ich besonders bei meiner Großmutter der "Hahn im Korb".

Unser Haus in der Bahnhofstraße 20 war groß und hatte im hinteren Teil eine Schreinerwerkstätte, die seit dem Tode meines Großvaters, der bereits 1913 im Alter von 53 Jahren verstarb, nicht weiter betrieben wurde.

Mein Vater hatte 1935 die Meisterprüfung im Schreinerhandwerk erfolgreich abgeschlossen und machte sich anschließend selbständig. Hinter dem Haus befand sich ein großer Bretterstadel, in dem Bretter in verschiedenen Stärken zur Trocknung und Weiterverarbeitung gelagert waren. Daran war eine Holzschuppe mit Brennholz angebaut, sowie ein Verschlag in dem einige Hühner gehalten wurden. In

Richtung Stadtmauer befand sich noch ein kleiner Gemüsegarten von ca. 50 qm, in dem meist das angebaute Gemüse nicht lebensfähig war, da durch die umliegenden Häuser wenig Sonne in den Garten einfiel. An der Westseite stand ein großer Baum mit sehr guten Sauerkirschen.

In fast jedem Haus in der Innenstadt wurden Hühner gehalten, damit immer frische Eier vorhanden waren. Für die Küken, die in der Holzkiste unter dem Ofen aufgezogen wurden, mussten wir frische Brennesseln sammeln, die dann mit Ei vermengt gefüttert wurden.

An das Haus angebaut befand sich ein Abort mit einer Jauchegrube. Diese musste natürlich von Zeit zu Zeit entleert werden. Ein Bauer kam mit dem Odelwagen und schöpfte per Hand mit einem Schöpfeimer die Jauche ins Fass – das stank oft fürchterlich. Zum Putzen des „Hinterteils“ wurde natürlich die Tageszeitung benutzt. Diese wurde in handliche Stücke geschnitten und hing an der Bretterwand. Im Sommer gab es viele Fliegen, im Winter ging man nur im dringendsten Fall, da es auf dem Häuschen durch die Ritzen pffiff und man sich alles abfror. Unser Nachbar hatte seinen Abort direkt an den unseren angebaut. Da kam es schon manchmal vor, dass an beiden Seiten die „Sitzungen“ stattfanden und einer den anderen mit seinen Tönen übertrumpfte.